

Literatur des Auslandes.

N^o 21.

Berlin, Freitag den 17. Februar

1837.

Nord-Amerika.

Cooper's Erinnerungen aus Europa.*)

Dieses neueste Werk des Amerikanischen Novellisten kann als ein Nachtrag zu seinen früheren Schriften über Frankreich und die Schweiz angesehen werden. „Ich habe“, sagt der Verfasser selbst in der Vorrede, „zur Entschuldigung der Fehler in diesen beiden Bänden weder Eil noch Mangel an Zeit vorzuschützen. Alles, was ich wünsche, ist, daß man nicht mehr darin erblicken wolle, als wofür sie sich ausgeben. Sie sind die Aehrenlese nach bereits eingebrachter Aerndte, unverbunden zusammengeworfen und ohne die mindesten Ansprüche, oder wenigstens mit sehr geringen, auf arithmetische und statistische Genauigkeit, wie sie Werken von ernsterem Charakter geziemt. Man findet darin nur die flüchtigen Bemerkungen eines Mannes, der allerdings ein wenig von der Welt gesehen hat, es mag nun zu seinem Vortheil gewesen seyn oder nicht, der ziemlich gute Gelegenheiten hatte, zu prüfen, was er sah, und der sich bewußt ist, daß weder Furcht, noch Günst, noch Hoffnung auf Lohn den geringsten Einfluß auf ihn üben. Sein compte rendu muß für das gelten, was es werth ist.“

Gewiß ein aufrichtiges und herausforderndes Geständniß; der Leser wird indeß genug Anziehendes und Unterhaltendes in diesen zerstreuten Blättern finden. Mag man dergleichen Bücher auch Sammelstoria nennen, sie bieten doch, wenn sie von seinen Beobachtern herrühren, für den Wissbegierigen manches Belehrende und für den, der bloß zu seinem Vergnügen liest, manches Ergötzliche dar. Nur etwas dürfte vielleicht weder in Amerika noch in Europa an den Betrachtungen und Meinungsäußerungen des Verfassers wenig bewundert werden. Cooper hat sich nämlich in der letzten Zeit zu einem moralischen Censor ausgeworfen, und er sagt beiden Nationen, der Amerikanischen und der Europäischen, in den Vorlesungen, die er ihnen hält, manche Wahrheiten. Wenn aber der Hauptcharakter dieser Vorlesungen als Ausdruck der dem Verfasser eigenen Denk- und Gefühlsweise zu betrachten ist, so wird man nicht umhin können, diese etwas auffallend und seltsam zu finden, denn es möchte kaum in den albernsten Englischen Moderomanen so viel mit philosophischem Anstrich prunkendes Geschwätz über bloße Förmlichkeiten und Manieren anzutreffen seyn. Das Werk scheint für ein Buch der Eitelkeit gelten zu sollen; wenigstens könnten die Transatlantischen Buchhändler hinreichenden Stoff zu einem Amerikanischen Handbuch für den „Mann von Welt“ daraus entnehmen. Die Formen und Gebräuche der Europäischen Gesellschaft scheinen für den Verfasser wirklich Dinge von gewaltiger Bedeutung zu seyn, und er meint ganz im Ernste, daß die Frage über den Vorrang bei Tische, wo die Amerikaner, an Gleichheit der Befehle und Institutionen gewöhnt, wie es scheint, noch keinen Unterschied in den Plätzen machen, späterhin auch werde ins Reine gebracht werden; jetzt sind die Amerikaner, obgleich sie Macht genug besitzen, jeden Streit über eine vermeintliche Beeinträchtigung mit der Mündung der Kanone zu entscheiden, vermuthlich noch zu schwach, um eine so wichtige Sache zu erledigen! Was sie, ihrer zwölf Millionen, nicht vermögen, werden sie vielleicht, ihrer fünfzig, im Stande seyn. Aber die fünfzig Millionen wären wirklich zu bedauern, wenn sie sich mit solchen Lappalien abgeben wollten, so sehr auch Herr Cooper jede Gelegenheit benützt, um seine Landsleute zu unterrichten, wie sie sich bei Besuchen, Vorstellungen, Anzeigen, Einladungen und dergleichen zu benehmen haben. Freilich unterscheiden sich diese Formalitäten in Amerika und Europa oft sehr bedeutend, doch sind sie nicht auch in jedem Lande Europa's, ja in jeder gesellschaftlichen Klasse eines jeden Landes wieder anders? Wohlwollen und Freundlichkeit aber reden eine allgemeine Weltsprache, und wo solche Gesinnungen sich offenbaren, da kömmt wohl auf äußere Formen wenig an.

Als Cooper mit Lafayette zusammenkam, fragte er ihn, wie es zugehe, daß sein Vater Graf von Lafayette geheißen habe, und daß er Marquis genannt werde. „Er konnte mir“, sagt der Verfasser, „keine Auskunft darüber geben; sein Großvater sey Marquis von Lafayette, sein Vater Graf und er selbst wieder Marquis genannt worden. „Außer diesem“, fügte er hinzu, „ist mir sehr wenig darüber bekannt; ich fand mich als kleinen Marquis, wie ich zu denken anfing, und Knaben kümmern sich um dergleichen nicht viel; und nachher, wie ich in Amerika war, wurde mir der Titel bald zuwider.“ — Den Amerikanern scheinen aber überhaupt Titel und Würden nicht so gleichgültig zu seyn, wie man aus dem Umstande schließen könnte, daß sie selbst unter sich keine Distinctionen haben. So erzählt Cooper: „Ich

besand mich einst zu einem kleinen Diner bei dem Grafen von Segur, wo auch der General Lafayette und Herr Alexander von Lameth zu Gaste waren. Die Drei hatten zusammen in Amerika gedient und waren alle schon Obersten, als sie noch kaum die Knabenjahre überschritten hatten. Herr von Lameth bemerkte aber im Laufe des Gesprächs scherzend, daß die Amerikaner dem General Lafayette immer größere Achtung bezeigt hätten, weil er Marquis gewesen.“

Was die politischen Ansichten des Verfassers anbelangt, so konnte man schon in den Beschreibungen seiner Reisen durch Frankreich und die Schweiz wahrnehmen, daß er in der letzten Zeit seinen Sinn wesentlich geändert, und daß seine mächtigen National-Vorurtheile und republikanischen Theorien sich allmählig in eine gegen Europa's Einrichtungen und Regierungsformen duldsamere Ansicht verwandelt hatten. Wenn er auch Amerika immer noch den Vorzug vor jedem anderen Lande einräumte, so war es doch unverkennbar, daß er oft Ursache fand, Institutionen zu loben, die mit dem System der Vereinigten Staaten im direktem Gegensatz standen. Hier nun, wo er uns die zerstreuten, noch unbenutzten Bruchstücke aus seinem Notizbuch in der Form von Briefen mittheilt und sie mit den Betrachtungen ausstattet, die sich ihm nach längerer Zeit über die schon entfernten Gegenstände aufdrängten, als er spätere Erfahrungen mit seinen ersten Eindrücken verglich, hier zeigt sich jene Veränderung noch deutlicher; es tritt hier das stillschweigende Eingeständniß noch viel stärker hervor, daß in Amerika in politischer und moralischer Hinsicht noch gar Manches zu verbessern und von Europa zu lernen sey. Diese Meinungsänderung ist insofern von nicht geringer Wichtigkeit, als sie, von einem solchen Autor ausgehend, auch wohl im Gemüth der Leser entsprechende Wirkungen hervorbringen und endlich zu richtigern Begriffen von dem wahren Zustande der Dinge in der Neuen Welt führen dürfte.

Das Werk beginnt mit Cooper's Abreise von New-York im Jahre 1826, wo er zum erstenmal Europa besuchte, um fünf Jahre hier zu verweilen. Es fängt daher natürlich mit vorgefaßten Meinungen an, die aber bald, während seines Aufenthalts in Frankreich und England, immer mehr berichtigt werden, so daß wir die gereiften Resultate seiner Erfahrungen in beiden Ländern erhalten. Fehlt es diesen Erinnerungen auch an der Frische und Lebendigkeit, womit die ähnlichen Schilderungen seines Landsmannes, Herrn Willis, die der Impuls des Augenblicks eingab, geschrieben sind, so besitzen sie dafür den gewichtigeren Charakter eines Produkts der ruhigen Ueberlegung und haben zugleich das empfindsame Kolorit, welches von den Schriften eines Autors zu erwarten ist, der so lange im Reiche der Phantasie gearbeitet hat. Besonders aber giebt uns Cooper nirgends so sich selbst, wie in diesem letzten seiner Werke.

Die vielerlei Gegenstände, welche uns hier vorgeführt werden, und die fragmentarische unzusammenhängende Weise, wie dieselben behandelt sind, machen es unmöglich, dem Verfasser von Ort zu Ort zu folgen. Nachdem wir daher vorausgeschickt haben, daß die Schilderungen sich über Frankreich und England verbreiten und uns bei einer Menge berühmter Personen einführen, welche Cooper auf seinen Reisen kennen lernte, wollen wir uns den unterhaltendsten Theilen des Ganzen einige Auszüge folgen lassen. Zuerst einen Blick auf die Kleidertracht in Amerika:

„Als Volf haben wir ohne Frage einen entschiedenen provincialistischen Charakter; aber unser Provincialismus zeigt sich nicht gerade in unserer äußeren Erscheinung. Die Männer vernachlässigen ihren Anzug ganz, denn sie sind zu sehr beschäftigt, haben wenig Diensthofen, und die Kleider sind sehr theuer; aber die Tracht der Frauen richtet sich möglichst nach den Pariser Moden. Wir trauen es uns nicht zu, eigene Moden aufzubringen. Wo wir von den Gebräuchen der übrigen Welt abweichen, ist es eine Folge der Umstände, nicht der Berechnung, wenn es nicht etwa einen pekuniären Grund hat. Wenn daran gelegen ist, daß Veränderungen in der Kleidertracht auskommen, der weiß die Moden schnell herbeizufördern, und es macht in der That nicht so viel Schwierigkeit, noch auch mehr Kosten, etwas von Havre nach New-York zu schaffen, als eben dasselbe von Calais nach London zu spediren, während es bei uns weit leichter ist, eine neue Mode einzuführen, weil wir, als ein jugendliches Volk, von Natur nachahmungsfähig sind.“

Hieraus sieht man, daß Amerika kein eigenes Kostüm, kein Modegenie hat, und daß es hinter Europa, seinem Vorbild, jedenfalls immer um die Reise eines Paketboots zurückbleibt. Man eine Schilderung von England, nicht des modischen Englands, sondern eines Seebafens, Southampton's, wo der Verfasser landete:

„Gegen die New-Yorker gehalten, erschienen die Leute außerordentlich gut gekleidet. Die Frauen waren zwar nicht so modisch herausges

*) Recollections of Europe; by J. Fenimore Cooper. 2 vol.

pugt, wie die unstigen, die sich die Pariser Moden zum Maßstabe nehmen, aber sie tragen schöne Englische Cambrie-Kleider, glänzend rein, und die Männer haben alle aus, als wären sie mit Hut- und Kleider-Bürsten in der Hand auf die Welt gekommen, obgleich sie sämtlich nur eine Art von Strand-Kostüm anhaben. Ich sah Manche, in denen mein nautischer Instinkt sogleich die Marine-Offiziere entdeckte, und worunter sich gewiß Capitaine befanden, in Kitteln, aber man konnte an Toiletten nichts ausmachen, die so makellos sauber waren und so nett saßen."

Unter den Eindrücken von Londoner Ansichten und Gegenständen, die uns der Verfasser schildert, verdient besonders der, welchen die Westminster-Abtei auf ihn macht, seiner Originalität wegen hervorgehoben zu werden: „Stauend“, sagt er, „stand ich in dem Gebäude. Ich wußte, daß Westminster, so merkwürdig es auch um seiner Kapelle willen ist, doch keinesweges ein Muster erster Klasse in seiner Bauart sey; und in diesem Augenblicke fühlte ich doch, wie eine Reise durch Europa eine Steigerung der herrlichsten Genüsse seyn müsse, immer einer köstlicher als der andere. Die ganze Architektur Amerika's zusammengefaßt, würde nicht den zehnten Theil so viel Erhabenheit, Phantasie und Schönheit (ein paar Nachahmungen Griechischer Tempel ausgenommen) in sich vereinigen, als dieser einzige Bau darbietet. Sollte ich die mächtigen Aufregungen und Gefühle, die bei dem Anblick neuer Gegenstände erwachen, dem Grade nach aufzählen, so würde ich diesen kurzen Besuch in der Abtei obenanstellen, denn er machte den gewaltigsten Eindruck auf mich. Die Erfindung, welche eine erste Landung in Europa erregt, war längst vorüber; unsere neueste Land-Entdeckung war, wie jede andere Land-Entdeckung, bloß ertüchlich; und selbst die St. Paulskirche kam mir wie ein alter ganz vertrauter Freund vor. Dies aber war schlechtbin meine Einführung in die Gotische Welt, und diese Bekanntschaft hat sich mir als fruchtbarer an reinem Genuß erwiesen, als irgend eine andere, die ich seit meiner Jugend zu machen das Glück hatte."

Zu den Gegenständen, die in London die Aufmerksamkeit des Verfassers auf sich ziehen, gehört auch das Gewerbe der Beutelschneider. Eines Abends lehrte Cooper in Gesellschaft eines Freundes nach Hause zurück, als dieser einen Kerl dabei ertappte, wie er ihm eben sein Taschentuch stehlen wollte, aber den Schuft entweichen ließ. „Ich äußerte ihm mein Erstaunen darüber“, sagt der Verfasser, „wie er einem so abgefeimten Schurken den Kaufpaß geben könne; er meinte jedoch, das Klügste, was wir thun könnten, wäre, uns fortzumachen; der Bursche habe sicherlich eine ganze Bande zur Reserve, und wir könnten für unsere Mühe nicht nur beraubt, sondern auch durchgeprügelt werden; überdies sey das Taschentuch nicht wirklich genommen; vor den Gerichten zu erscheinen, mache viel Kosten und Plackereien, und er würde den Menschen gerichtlich belangen müssen. In England ist also der Kläger genöthigt, seine Beschwerde gerichtlich zu verfolgen, was in der That einer Prämie auf das Verbrechen gleichkömmt! Wie haben noch viele von den Ungereimtheiten des Englischen gemeinen Rechts beibehalten, unter anderen auch einige, die auf einer Unterscheidung zwischen der Absicht und der Verübung einer That beruhen; aber ich wüßte nicht, daß einer unserer Staaten so ungerecht wäre, einen Bürger auf solche Weise zu bestrafen, weil er schon das Opfer eines Schurken gewesen."

Von England begab Cooper sich nach Frankreich und landete in Havre, wo ihm Alles sehr unbehaglich vorkam. In einem Dampfboot fuhr er von dort die Seine hinauf bis Rouen und dann zu Lande weiter bis Paris. Die Raubthat, womit der Verfasser oft ganz bekannte Dinge beschreibt, ist keine der geringsten Eigentümlichkeiten dieser beiden Bänder. Als Probe mag folgende Schilderung einer Französischen Diligence dienen:

„Eine ordentliche Diligence besteht aus einem Wagenkasten und zwei Kutschkasten, einer vor den andern gestellt, der erste in Front. Diese sind sämtlich in gewaltigem Maßstabe gebaut; die Räder und das Gestell nach demselben Verhältnis. Oben auf (die drei Kasten sind nämlich dicht mit einander verbunden) befindet sich ein Kabinett oder bedeckter Sitz, und das Gepäck ist da oft viele Fuß hoch in die Höhe gethürmt. Ein großes Leder bedeckt das letztere. Ein gewöhnliches Fuder Hen, wenn es auch breiter ist, macht kaum eine größere Masse aus, als ein solches Fuhrwerk, welches zuweilen 25 bis 30 Passagiere und ein bis anderthalb Last Gepäck befördert. Das gewöhnliche Gespann besteht aus fünf Pferden, von denen zwei an der Deichsel und drei an der Leine gehen. Die letzteren führen ihre Köpfe nach auswärts, so daß sie, wie Herr W — bemerkte, zusammen einem ausgebreiteten Adler gleichen. Der Schwere ungeachtet fahren diese Wagen meistens einen Hügel hinab schneller, als auf ebenem Boden. Es wird nämlich vermittelt einer Winde, die eine Person regiert, welche der „Conducteur“ heißt (ein Mann, der über Schiff und Ladung die Aufsicht führt), ein Hemmholz an die Hinterräder gebracht, welches man, je nach den Umständen, mit größerer oder geringerer Kraft auf dieselben wirken läßt, so daß die Deichselferde von den Vorderrädern nicht im mindesten belästigt werden."

In ähnlicher Weise sind die Pariser Hotels, Thore, Höfe, Vorzimmer und dergleichen beschriebener; Cooper zeichnet solche Dinge mit einer Ausführlichkeit, wie sie kaum irgendwo noch zu finden seyn möchte. So sagt er über die Französischen Diners, Livreen und Bedienten: „Ich hätte schon früher bemerken sollen, daß man in Frankreich bei einem Diner fast niemals seinen Nachbar bedient. Die Gerichte werden gewöhnlich auf die Tafel gesetzt, dann der Reihe nach von der Dienerschaft wieder heruntergenommen, zerlegt und den Gästen präsentiert, die sich selbst bedienen. Wo die Aufwartung vollkommen ist, müssen jedem Gast alle Schüsseln präsentiert werden. In den großen Häusern machen Bediente ohne Livree die Wortschneider bei den verschiedenen Gerichten, während andere in Livree die Schüsseln, Saucen u. s. w. halten und die Teller wechseln. Ich glaube, es ist durchaus hant ton, daß die Livree-Bedienten nichts Anderes thun, als daß sie denen ohne

Livree zur Hand gehen. In Amerika gilt es für modisch, Livree-Bediente zu haben; in Europa aber stehen in der Mode diejenigen obenan, welche die meisten Bedienten ohne Livree haben, weil dies gewöhnlich eine Dienerschaft höheren Ranges ist. So sehr dies Alles auch unseren Begriffen ganz und gar widerspricht, so ist es doch vollkommen vernünftig, wenn man die verschiedenen Verhältnisse, Bildungsstufen und Gewohnheiten der beiden Völker in Betracht zieht. Hier in Frankreich sind die Dienboten nämlich in mehrere Klassen getheilt; Einige versehen den Küchendienst, Andere haben die Schlüssel unter sich. Diejenigen Häuser also, welche die meiste Dienerschaft aus der höheren Klasse haben, die niemals Livree trägt, leben auch auf dem höchsten Fuß. Er hält einen Bedienten ohne Livree, heißt so viel als: er hat eine bessere Sorte von Bedienung. Bloße Lakaien tragen immer Livree; der Haushofmeister und der Kammerdiener niemals."

Neben solchen Kleinigkeitsträumereien nehmen sich politische Betrachtungen, wie die folgende über die Centralisation in Paris, etwas feitsam aus: „Es war Napoleon's Politik, ein Centralisations-System zu schaffen, wonach Alles von ihm ausgehen sollte. Die ganze Einrichtung der Regierung hatte diesen Endzweck, und alle Zweige in den Departements wurden ausdrücklich auf die Beförderung dieser Absicht berechnet. Die Präfecten sind weiter nichts als eben so viel politische Adjutanten, welche die von dem Oberhaupt ausgehenden Befehle zu vollziehen haben; und Telegraphenlinien erstrecken sich über ganz Frankreich, so daß binnen wenigen Stunden eine Mittheilung von den Tuilerieen nach dem entlegensten Winkel des Königreichs gelangen kann. Man hat gesagt, einer der ersten Schritte, wenn in Paris eine Revolution bewerkstelligt werden sollte, müßte die Beschlagnahme der Telegraphen seyn, vermittelt deren die von dem Augenblicke erheischten Nachrichten und Befehle nach den Provinzen befördert werden könnten. Dieses Centralisations-System hat die Fortschritte der Nation in der Kenntniß der Gebräuche und Zwecke der politischen Freiheit, welche die Franzosen mit herben Erfahrungen aus anderen Quellen erlangt haben, fast neutralisirt. Es ist das beständige Ziel desjenigen Theils des Gemeinwesens, der sich auf das Friedewort freier Institutionen versteht, die Befugnisse der Municipalitäten zu vermehren und die Functionen der Central-Regierung zu beschränken; aber man widersteht sich diesen Bemühungen mit einer misstrauischen Eifersucht auf Alles, was so aussieht, als ob es vom Volke käme. Mit Recht werden Municipal-Privilegien als die Keile der wahren Freiheit betrachtet. Ein solches System besteht aber Frankreich noch so wenig, daß kaum eine Glocke in einer Dorfkirche aufgehängt, kaum eine Brücke ausgebessert werden kann, ohne daß vorher mit Paris darüber kommuniziert und Ordre von dort empfangen wird."

Cooper schreint von seiner Reise durch Europa mit nicht sehr günstiger Stimmung gegen Amerika zurückgekehrt zu seyn; er fand sich durch die Veränderung, die dort so plötzlich stattgefunden hatte, keinesweges angenehm berührt, und die Art, wie er sich darüber äußert, ist wenig schmeichelhaft für sein Vaterland. „Jedermann“, schreibt er, „hatte mir gesagt, ich würde das Land nach einer achttägigen Abwesenheit so verändert finden, daß ich es nicht wiedererkennen möchte. Verändert fand ich es allerdings, aber nicht eben so augenscheinlich verbessert. Es fiel mir auf, daß die Mittelmäßigkeit sich so breit gemacht hatte, die an sich zwar gut genug war, wenn sie sich nur nicht so ausgebreitet hätte, daß sie fast Alles verdunkelte, was einst als ausgezeichnet hervortrat. Dies war vielleicht nur eine natürliche Folge der Elasticität und des Wachstums eines jungen kräftigen Gemeinwesens, das in seinem Gesamtkarakter, eben so wie in dem Charakter seiner einzelnen Glieder, die Jugend durchmachen muß, um zur Mannheit zu gelangen. Dennoch war es peinlich, und doppelt peinlich für Einen, der aus Europa kam. Ich sah die Städte vergrößert und prunkhafter als je, aber durchaus mit weniger gesundem Geschmack, als sie in meiner Jugend gezeigt hatten. Die Malerkunst allein schien mir einen wesentlichen Fortschritt auf dem rechten Wege gemacht zu haben. Der Reichthum freilich hatte auch sehr zugenommen, und eben so die Leichtigkeit, sich Reichthum zu erwerben. Dessenungeachtet waren die Dampfboote die einzigen Gegenstände, die einige wahrhafte Pracht zur Schau trugen; indeß während sie an Glanz zugenommen hatten, boten sie weniger Bequemlichkeit und Anstand dar. Die Gasthäuser hatten sich im Ganzen verschlechtert, wiewohl die drei ersten, die ich betrat, nämlich Head's, Barnum's und Gadsby's, sich wohl mit einer der vornehmsten Klassen Europäischer Hotels messen konnten."

Diese Geständnisse sind gewiß als zuverlässig anzusehen, wie denn überhaupt der größte Werth dieses Buchs darin bestehen dürfte, daß wir dadurch, wenn auch auf indirektem Wege, den Charakter der Amerikaner besser kennen lernen, als aus manchen Schilderungen Europäischer Reisenden.

Bibliographie.

- Thirty years ago. (Vor dreißig Jahren.) Denkwürdigkeiten eines Wassertrinkers. 2 Bde. — New-York.
Six years in the monasteries of Italy. (Sechs Jahre in den Klöstern von Italien und drittehalb Jahre auf dem Mitteländischen Meere.) Von S. J. Mahony, ehemaligem Kapuziner in Rom. — New-York.
Adventures and exploits in Texas. (Leben und Thaten in Texas.) Von Crocket. — Philadelphia.

England.

Die Ballfischfahrten in den nördlichen Eismeeren.

(Schluß.)

Zuweilen ist ein Schiff nach dem anderen in lauter Trümmer zerstückelt worden, und die wenigen Reste jener zahlreichen Schiffscotten,

welche in bodenlose Abgründe hinabgeschleudert worden, sind nun gezwungen, sich in ein einziges Schiff zusammenzudrängen, welches vielleicht schon an allen Borrräben Mangel leidet, oder sie müssen in einige kleine Boie flüchten und so nach irgend einer nördlichen Küste hinflüchten. Und was erwartet sie hier? Ist es schon zu spät, um die Schiffe oder die Niederlassungen civilisierter Menschen zu erreichen, dann können sie sich glücklich schätzen, wenn sie unter den wilden Stämmen der Eingebornen eine Gastfreundschaft erfahren, welche sie unter einem gebildeteren Volke vergebens gesucht haben, und wenn sie so, unter einen solchen Stamm vertheilt, den nächsten Frühling erwarten können in schneeigen unflätigen Hütten, wo die verdichtete Feuchtigkeit, sobald durch eine Oeffnung nur der geringste Hauch der Kälte eingelassen wird, auf der Stelle in Schneeflocken verabsfällt. Wenn sie nicht so glücklich sind, da landen zu können, wo sie Menschenspuren erblickten, dann müssen sie, so gut wie es geht, aus den spärlichen Mitteln, die ihnen noch zu Gebot stehen, eine Hütte zusammensetzen und nun ihre ganze Geschicklichkeit und Kraft aufbieten, um sich noch beim Leben zu erhalten. Zuweilen gelingt es ihnen, es auszuhalten und sich zu retten. So erzählt man fast die unglaublichsten Geschichten von vier russischen Matrosen, welche auf diese Weise sechs solche furchtbare Winter überlebten und von denen endlich drei glücklich nach Hause zurückkehrten. Manche also von diesen Unglücklichen retten sich, aber wie Viele sterben dahin in Verzückungen, ehe noch der höchste Grad der Kälte eingetreten ist! Wie Viele werden eine Beute des hungrigen Wolfe, und wie Viele endlich haben Leiden zu ertragen, die gar nicht zu nennen sind, weil sie noch Niemand gesehen! Diese Schilderungen sind keinesweges Uebertreibungen der Phantasie. Die Holländer versuchten in den frühesten Zeiten des Wallfischfanges, ob es nicht möglich wäre, auf einer dieser erstarrten Eisküsten eine Niederlassung anzulegen. Sie ließen mehrere Männer zurück, um den Versuch der Ueberwinterung zu wagen. Im nächsten Sommer landete ein Boot an der Küste und fand ihre Hütte fest zugeschlossen. Sie brachen sie mit Gewalt auf und sahen ein Grab vor sich. Alle zusammen waren umgekommen, vier von ihnen wurden erfroren gefunden, und auf der letzten Seite ihres Tagebuchs standen folgende Worte geschrieben: „Wir sind alle vier auf unseren Lagern ausgestreckt und noch am Leben; wir möchten gern Nahrung zu uns nehmen, wenn nur Einer von uns im Stande wäre, aufzustehen und ein Feuer anzuzünden. Wir stehen zum Schöpfer mit gefalteten Händen, daß er uns bald von diesem Leben befreien möge, da wir es unmöglich länger aushalten können ohne Nahrung und ohne etwas, um unsere erfrorenen Glieder zu wärmen. Keiner von uns kann dem Andern helfen — Jeder muß sein eigenes Elend ertragen.“

Wir haben also Beweise genug dafür, daß schon solches Unglück unsere Mitmenschen in jenen Gegenden getroffen hat. Viele von ihnen sind so verschmachtet und umgekommen, ohne daß ein Ueberlebender ihre Leiden und ihr Ende berichten konnte. Doch so viel kann man zum Trost hinzufügen, daß in den hundert Jahren vor 1778 die Zahl der Schiffe, welche jährlich zu Grunde gingen, nicht vier von je hundert betrug. Der Wallfischfang wurde damals besonders in den Grönländischen Meeren und hier mit einer weit größeren Sicherheit getrieben, als seit der Zeit, wo sich die Wallfischfabrer in die Baffins-Bay hineingewagt haben. Jeden Herbst strofen wieder die Zeitungen von Nachrichten über außerordentliche Unglücksfälle. In den letzten drei Wintern, welche dem jetzigen unmittelbar vorangingen, ist der fünfte Theil der Flotte gar nicht zurückgekehrt. Wenn wir auf die ganze Geschichte des Wallfischfanges zurückblicken und an die Tausende denken, welche auf einmal und für immer vom Abgrunde verschlungen sind, wie vortrefflich lassen sich da Irving's Worte hier anwenden: „Sie sind hinabgesunken mitten im Brausen des Sturmes — ausgebleicht liegen ihre Beine unter den Höhlen der Tiefe. Gleich wie die Vögel sich über sie zu decken, hat einsames Stillschweigen und ewige Vergessenheit sie für immer begraben, und Keiner vermag die Geschichte ihres Untergangs zu erzählen. Welche Seufzer sind diesem Schiffe nachgesendet worden! Welch' innige Gebete sind emporgestiegen am einsamen Meer in der Heimat! Wie oft sind Hausfrau, Gattin, Mutter über die täglichen Neuigkeiten hergefallen, um irgend eine zufällige Nachricht aufzufangen über jene klübnen Schwärmer auf fernem Abgründen! Wie hat sich nach und nach die brennende Hoffnung in finstere Angst, die Angst in Schrecken, der Schrecken in Verzweiflung verwandelt! Ach! auch nicht das geringste Zeichen der Erinnerung ist der Liebe übrig geblieben. Alles, was man von diesem Schiffe gehört hat, ist, daß es hinausgesetzt von seinem Hafen und nie mehr wieder gesehen ward.“

Eine der größten Gefahren für die Grönländischen Wallfischfabrer sind die Eisberge. Dies sind große von süßem Wasser zusammengefrorene Massen. Man nimmt an, daß das Wasser, welches von den Hügeln längs den Küsten herabströmt, in irgend einer Höhle gefriert und so die erste Grundlage des Eisberges bildet, welcher in einer Reihe von Jahren immer mehr sich emporhebt. Der Schnee, welcher noch dazu fällt, zerschmilzt und gefriert dann wieder auf dem Gipfel. So wächst der Berg wohl ein Jahrhundert, bis seine Höhe mit den Spitzen der ihn umgebenden Berge wetteifert. Seine Grundlage, welche sich nach und nach auf den Ocean hinüberlegt, wird von dem plätschernden Andrang der Wogen unterwühlt. Zuletzt fällt der Berg mit einem furchtbaren Sturz in den Abgrund, und nun schwimmt er wie im Triumph Monate lang auf der Oberfläche des Atlantischen Meeres dahin, ein Schrecken für den unglücklichen Seemann, der ihm gerade auf seinem Wege in die Duerre kömmt, bis er endlich in einem milderen Breitgrade sich auflöst und zerschmilzt. Oft erheben sich diese Berge dreihundert Fuß über die Oberfläche des Meeres, und da man gefunden hat, daß nur ungefähr ein Siebentel von diesen Massen aus dem Wasser hervorragt, so müssen wohl manche von ihnen zweitausend Fuß in die Tiefe hinabdrücken. Mehrere Wallfischfabrer ankern oft zugleich unter dem Schutze eines solchen Berges: doch dann ist es nothwendig, sich in einer ehrebbietigen Entfernung zu halten, weil oft große Stücke

vom Ganzen abbrechen und mit gewaltiger Kraft losfahren. Zuweilen zergerbt der untere Theil durch die wärmere Temperatur des Wassers, und dann pflügt der Riese, als ob er geneigt wäre, sich etwas behaglicher im Wasser hinzuliegen, nur langsam und schwerfällig umzuliegen. Wenn er so auf dem Ocean umherschwimmt, dann kann ihn kein Widerstand hemmen, außer jenen demantenen Ufern, deren Natur ihm etwas befreundeter und ähnlicher ist. Man kennt Beispiele, wo zwei solche mächtige Massen mit entsetzlichem Getöse an einander saßen und die schwache Barke des Seemanns in tausend Stücke zermalmeten.

Die gewöhnlichere Art des Treibeises ist aus Meerwasser zusammengefroren und wird durch den Zuwachs von Schnee und Regen immer stärker und dicker. Wenn der Sturm diese in Stücke zerbricht, so treiben sehr oft die Bruchstücke zusammen und thürmen sich schichtenweise empor. Durch die strenge Kälte, welche diese Massen an einander fettert, immer fester und stärker geworden, rollt der Eisberg fast ohne Widerstand dahin, und schrecklich ist das Schicksal der Mannschaft, deren Schiff, als ob es mit eisernen Banden im Eis festgebunden wäre, einen von diesen Giganten auf sich zukommen sieht, der ihm den sichersten Untergang mitbringt.

Die dichte Atmosphäre in jenen Gegenden hat eine so starke strahlende Kraft, daß die Sonne jedesmal lange noch, ehe die rechte Zeit ihrer Rückkehr da ist, am Horizonte gesehen wird. Die Rässe, welche in lauter kleinen gefrorenen Strahlen herabfällt, strahlt tausend mannigfache Färbungen aus und giebt einen Glanz, von sich, wie ihn die Bewohner einer milderen Zone nicht kennen. Hier zeigt sich auch jene ungewöhnliche optische Täuschung der Fata Morgana — ein Schiff erscheint hoch in der Luft mit den Mastbäumen nach unten und dem Rumpf nach oben zu gerichtet. Auch das Nordlicht wird dort mit einem Glanze erblickt, welchen kaum die reichste Phantasie beschreiben kann. Es glänzt und strahlt über den weiten Raum hin, bis der ganze Himmel von einem Feuermeere flammt. Die glänzenden Wolken, welche von jedem Wechsel der unruhigen Luft hin und her getragen werden, sollen wie die Bewegungen kämpfender Schlachtbeere aussehen und werden von den Eingebornen mit zitternder Ehrfurcht als die Vorboten schrecklicher Unglücksfälle betrachtet.

Schon sehr früh hat man in dem Wallfischfang eine vortreffliche Pflanzschule für die Seeleute erkannt, und aus diesem Grunde hat es die Englische Regierung jedem Schiffe, welches auf die Prämie Anspruch machen will, zur Verpflichtung gemacht, eine gewisse Anzahl von jungen Leuten und Lehrlingen mitzunehmen. Sie ermutigte und unterstützte das Gewerbe, um die Liebe zu Abenteuern zu befördern, um die Seeleute in Mühseligkeiten und Gefahren abzuhärten, um sie an Gewandtheit, Kühnheit und Vorsicht zu gewöhnen. Daher finden wir auch, daß Viele von jenen Helden, welche den Triumph des Britischen Dreijacks über den Erdball verbreitet und den Scerubm Karibago's, Benedig's und Holland's verdunkelt haben, mit jenen Gefahren und Scenen eines Polar-Winters vertraut waren. Jener Veteran, welcher mit mächtigem Arm und Auge die vereinigten Flotten Europa's bei Trafalgar in Schrecken jagte, hatte seine heldenmüthige Engherzigkeit, seine standhafte Tapferkeit und Gewandtheit unter demselben arktischen Himmelsstreich geübt, mit welchem der Britische Wallfischfabrer zu kämpfen hatte. Wenn die längsten und größten Fahrten über den Ocean, wenn die Besichtigung jedes Meeres auf der Erdkugel, mag sie ruhig oder stürmisch seyn, wenn die strengste Disziplin und Subordination zahlreicher Mannschaften die beste Pflanzschule für Seeleute abgeben, dann ist gewiß das Gewerbe des Wallfischfanges vor allen anderen diesen Erfordernissen entsprechend.

Bibliographie.

- Philosophy and religion. (Das Verhältniß der Philosophie zur Religion.) Von Galloway. 16 Sh.
 The Duchess de la Vallière. — Schauspiel von E. L. Bulwer. (Hat auf der Bühne wie im Druck eben so mißfallen, als seine Romane zu gefallen pflegen.) 1/2 Sh.
 On the use of torture. (Ueber die Anwendung der Tortur in der Englischen Kriminal-Rechtspflege.) Von Jardine. 1/2 Sh.
 The stories of aunt Alice. (Geschichten der Tante Alice.) Von L. F. Dibbin. 2 Sh.
 Digest of the homoeopathic principles. (Zusammenstellung der homöopathischen Prinzipien.) Von E. Williams. 2 Sh.
 Zulweida. — Roman vom Verf. der White Cottage. 3 Bde. 31 1/2 Sh.

I t a l i e n .

Die Email-Malerei und Madame Jaquotot.

Um das Jahr 1530 brachte ein Enkel des Luca della Robbia die Kunst, auf gebrannte Erden zu malen, nach Paris und gelangte durch dieselbe zu Ehren und Reichthum; jetzt, nach drei Jahrhunderten, befindet sich eine Französische Künstlerin mit wunderbaren Werken dieser Gattung in Italien und zeigt hier, welche Vollkommenheit jene Kunst erreicht hat, die noch in der Kindheit war, als dieses Land sie an Frankreich überließ. Die Künstlerin heißt Madame Jaquotot und hat kürzlich in Mailand von ihren unvergleichlichen Leistungen in der Porzellan-Malerei eine Ausstellung veranstaltet.

Die Email-Malerei, auch Schmelz-Malerei genannt, hat diesen Namen daher erhalten, daß die Farben am Feuer verglast werden, um unzerstörbar zu bleiben, mag das Gemälde nun auf eine Metallplatte oder auf gebrannte Erde aufgetragen seyn. Die Verschiedenheit besteht nur in der Anwendung der Farben, in der Art, wie man sie am Feuer verglast, und in der Dimension. Die Metallplatte darf nicht sehr breit seyn; sie hat eine konkave, noch öfter eine konvexe Oberfläche; sie nimmt nicht alle Farben ohne Unterschied an, und man härtet sie frei auf einem Roste. Die gebrannte Erde dagegen kömmt in den Ofen; mag

kann ihre Dimension nach Gefallen ausdehnen; die Oberfläche ist eben, und sie bequemt sich der Palette des Malers wie die Leinwand oder die Holztafel eines Delgemäldes. Um dieser Vorzüge willen ist die letztere Gattung beliebter, als die erstere.

Schon an den Ziegelsteinen der Mauern von Babylon soll Schmelz-Malerei angebracht gewesen seyn, und auch die Griechen und Römer versuchten diese Kunst, ohne jedoch große Fortschritte darin zu machen. Im Mittelalter wurde sie in Konstantinopel und Mailand gepflegt, wovon das aus Griechenland nach Venedig gebrachte Pallium des heiligen Marcus und das von Balbino gearbeitete Pallium des heiligen Ambrosius Zeugniß geben. Diese Pallien enthalten Malereien auf kleinen Metallplatten mit wenigen Farben, obwohl man auch kleine Köpfe versucht hat. Zu Dante's Zeit übte man die Schmelz-Malerei in Florenz, aber nur auf Metallplättchen, die zum weiblichen Schmucke gehörten, wie aus einem Gesetze hervorgeht, das diesen Luxus verpönte.

Unterdeß wurde im Jahre 1388 der Florentiner Luca della Robbia geboren, welcher diesen Zweig der Industrie zu einer schönen Kunst erheben sollte. Der langwierigen Marmor-Statuatur überdrüssig, machte er sich an plastische Vasreliefs, die er, damit sie an Dauerhaftigkeit dem Steine gleichkämen, mit einem verglasten Firniß oder Schmelz von eigener Erfindung überstrich und dann am Feuer härtete. Der Versuch gelang so wohl, daß die Vasreliefs noch jetzt allen zerstörenden Einflüssen trogen. Damit noch nicht zufrieden, ersann er nun auch eine Methode, die Figuren auf Flächen von gebrannter Erde zu malen; und diese Experimente hatten gleichfalls einen Erfolg, der allgemeines Staunen erregte. Schon Leonardo gedenkt dieser Erfindung in seinem Werke über die Malerei mit gebührendem Lobe.

Die Söhne des Erfinders traten zuerst in seine Fußstapfen, und bald thaten andere Künstler ein Gleiches. Man versuchte die Erfindung an Gefäßen aus unechtem Porzellan (Majolica, Faience) in den Fabriken von Faenza und Castel Durante. Guidobaldo, Herzog von Urbino, ließ sich die Förderung dieser Kunst so angelegen seyn, daß er nur die Werke der größten Meister auf Majolica kopirt haben wollte. Diejenigen Künstler, welche sich der Schmelz-Malerei ganz widmeten und alle Gefäße der Fabrik von Castel Durante malten, waren Giorgio da Ugubio, Federigo Brandani, Drazio und Flaminio Fontana, Raffaello Ciarla, Luca, Ottaviano, Agostino und Girolamo della Robbia. Der Letzgenannte ging nach Frankreich und arbeitete für Franz I. Vieles in diesem Genre.

Während nachmals die Fabrik von Urbino in Verfall gerieth, regte sich neue Lust an der Schmelz-Malerei bei den Franzosen, die es bis dahin noch nicht mit Farben auf Majolica oder Metall versucht hatten. Einige Künstler, wie Lottin (1630) und seine Schüler Grubelin, Dubié, Moriere, nahmen zwar Farben, allein sie wagten sich nur an kleine Bildchen auf Blechen. Erst 1649 lieferten Jean Petitot und Jaques Bordier Malereien in größerem Maßstabe, besonders Portraits in Emaille, die, weil sie Personen bei Hofe vorstellten, große Epoche machten. In ihre Fußstapfen traten mit gleichem Glück die beiden Miniatur-Maler Home und Guernier, und zu Anfang des vorigen Jahrhunderts Augustin, dessen Gemälde einen großartigen Charakter hatten, als die seiner Vorgänger.

Unterdeß wurde in Frankreich eine Composition erfunden, die dem Chinesischen Porzellan zunächst kam, und bald versuchte man die Schmelz-Malerei mit vielem Glücke in der Fabrik von Sevres. Die beiden Maler, welche das meiste Lob erndeten, waren Constantin und Madame Chevasse. Von dem Ersteren besitzt die Königl. Gallerie zu Turin sechzehn Werke in schöner Dimension, Kopieen von Rafael, Titian u. s. w. Aber auch damals fehlte es der Kunst noch an vielen Mitteln; besonders erhielten die Gemälde zu viele harte und grelle Partien; denn der Künstler konnte nicht immer berechnen, in welchem Grade eine oder die andere Farbe durch die Verglasung sich nanciren würde.

Unserer Zeit und insbesondere der Madame Jaquotot war es vorbehalten, die Schmelz-Malerei auf Porzellan dem Ideale ihrer Vollendung nahe zu bringen. Ihre Werke sind theils Originale, theils Kopieen, und die Dimension wechselt von kleinen Portraits in Miniatur bis zu den größten Gemälden, die man jemals in diesem Genre versucht hat. Kleine Bilder und Kopieen sind die meisten Portraits, z. B. die Kaiserin Maria Theresia, Anna von Bretagne, Maria von Medici, Maria Stuart, die Mancini und die Maintenon Ludwigs XVIII. und Cromwell. Größere Bilder und zugleich Originale sind: ein Napoleon und zwei Karl X. Alle übrige Arbeiten sind Kopieen in größerer oder kleinerer Dimension: die Heroine Leonardo's, Anna Belevn von Holstein, die Hoffnung von Gerard. Drei figurenreiche Gemälde in großem Maßstabe sind Kopieen Rafael'scher Stücke: „die Glorie der Madonna von Foligno“ und „die Gärtnerin“, beide größer als Desnoyers' bekannter Kupferstich; ferner „die heilige Familie“, noch größer als der riesige Kupferstich Edeling's.

Ich habe schon darauf hingewiesen, daß die Werke der Madame Jaquotot eben so viel Genie als künstlerische Vollendung befehlen, zwei Eigenschaften, die bis jetzt noch kein Email-Maler vereint besessen hat. Madame Jaquotot verstand es, der Methode, welche diese Gattung erheischt, die höchste Vollkommenheit zu geben. Weder die Mannigfaltigkeit der Farben, noch die Schwierigkeit des Verglasens ist für diese Künstlerin ein Hinderniß; ihre Gemälde bestehen die Feuer-Probe im buchstäblichen Sinn des Wortes. Sie weiß nicht nur die Palette, sondern auch die Kraft und Meisterschaft des Malers wiederzugeben. Ihre Fleisch-Tinten haben so viel Weiches, so sanft verschwimmende Schattungen, solche Lebendigkeit, wie nur das vollkommenste Delgemälde sie aufweisen kann. Der Eindruck aller dieser Eigenschaften wird noch erhöht durch die Vollendung und den Glanz des Schmelzes.

Daß Madame Jaquotot den Namen einer Künstlerin mit vollem Rechte verdiene, ersehen wir aus ihren Original-Portraits: das Bildniß Karl's X. scheint zu sprechen; man sieht Lebensregung im Gesichte, in den Augen, am Munde. Eben dies kann man von Napoleon's Bildniß sagen. Als der Letztere Madame Jaquotot den Auftrag gab, ihn zu portrairen, sagte er zu ihr: „Ich will ein lebendes Medaillon von Ihnen; aber lassen Sie mich nicht so ernsthaft aussehn, wie alle übrige Portraits, unter denen mein Name steht.“ Wirklich gab die Künstlerin dem Genius der Schlachten ein Lächeln von großem Liebreiz, wie man es auf keinem anderen Portrait Napoleon's wiederfindet.

Die Vorgänger dieser Künstlerin glaubten schon genug zu leisten, wenn sie den Gedanken des Originals wiedergaben; Madame Jaquotot versteht die Kunst, in den Geist des Malers einzudringen und denselben sich eigen zu machen. Man findet in ihren Kopieen das Individuelle, die Manier jedes Meisters so treu bewahrt, daß man, wenn die Originale eines Raphael, eines Leonardo und Holbein verloren gingen, aus ihren Kopieen beurtheilen könnte, wer und welches Geistes Kinder diese Männer gewesen.

Endlich müssen wir noch eines Verdienstes gedenken, das Madame Jaquotot ausschließlich angehört; dieses ist die vollkommene Harmonie der Farbengebung, bis zu welcher keiner ihrer Vorgänger sich erheben konnte. In den Werken der übrigen Schmelz-Maler zeigt uns das Kolorit eine Menge Ungleichheiten, die unsere Künstlerin mit vielem Glücke zu vermeiden gewußt.

Jetzt, da Herr Carlo Tinelli weder Mühe noch Kosten scheut, um eine großartige Porzellan-Fabrik in Italien selbst zu errichten, ist es gewiß wünschenswerth, daß auch einmal wieder Italiänische Künstler, durch die bewundernswürdigen Leistungen der Jaquotot angeregt, ihr Talent an der Schmelz-Malerei erproben. Despendente Sacchi.

Bibliographie.

- Saggi d'eloquenza protestante. — Herausgegeben vom Cardinal Maury und den Abbés Guillen und Caillon. Mailand. 1/2 Lire.
Storia d'Ancona. (Geschichte von Ancona, seit seiner Erbauung bis zum J. 1802.) Von Agostino Peruzzi. 2 Bde. Pesaro.
Storia del Regno di Napoli. (Geschichte des Königreichs Neapel.) Von Giuseppe Cassetta. 3 Bde. Neapel.
Versi alla luna. (Gedichte an den Mond.) Von 15 neueren Italiänischen Dichtern. Parma.
Vite e ritratti. (Lebensbeschreibungen und Bildnisse von dreißig berühmten Bolognesen.) Bologna.

Mannigfaltiges.

— Geschichte der Moldau und Wallachei. Das Interesse für die beiden Fürstenthümer ist mit einem Male und auf höchst bedeutungsvolle Weise von sehr verschiedenen Seiten rege geworden. In Frankreich und in Deutschland zugleich lassen sich Stimmen über den Volks-Charakter, die Sprache, den Boden und die Literatur des Landes vernehmen, und jetzt sollen wir sogar auch, einem uns vorliegenden Prospektus zufolge, eine gründlich ausgearbeitete Geschichte desselben erhalten, deren Verfasser ein Moldauer, Herr Michael von Kogalnitshan, ist. Dieselbe wird unter dem Titel „Histoire ancienne et moderne de la Moldavie, de la Valachie et des états indépendants des Transylvains et des Valaques transdanubiens“ in der B. Behr'schen Buchhandlung in Berlin erscheinen. Daß ein Moldauer in Deutschland eine Geschichte seines Landes in französischer Sprache herausgibt, wird uns weniger auffallen, nachdem wir aus früher mitgetheilten Schilderungen der beiden Fürstenthümer ersehen haben, wie sehr dort französische Erziehung und Lektüre unter den höhern Ständen verbreitet sind. Herr St. Marc Girardin, der bekanntlich im vorigen Sommer eine Reise nach Konstantinopel unternommen wollte, aber der Pest halber, die damals eben wieder in der türkischen Hauptstadt ausgebrochen war, nur bis nach der Moldau ging, theilt über die förmlich zur Epidemie gewordene Verbreitung französischer Romane in den beiden Fürstenthümern ebenfalls manches Ergötzliche mit. Die Frauen nämlich, die eben den ganzen Tag nichts weiter thun, als Romane lesen, und die keine Ahnung von dem Unterschiede haben, der zwischen der wirklichen gebildeten Welt — die allerdings dort eine terra incognita ist — und dem Romanen-Leben stattfindet, glauben nun auch ihre Bildung nicht besser manifestiren zu können, als indem sie Liebe und nichts als Liebe denken, sprechen und ins Werk setzen. Daher denn die unglaublich zahlreichen Ehescheidungen in der Moldau. „Unsere Damen“, sagte ein Bojar dem französischen Reisenden, „machen es in der Ehe wie im Mayrrel: eine Tour mit diesem und die andere mit jenem Herrn.“ Inzwischen giebt auch Herr St. Marc Girardin zu, daß die ihrem eignen Wesen nach von uns noch nicht gekannten Fürstenthümer ein höchst interessantes Studium darbieten, und so wird denn eine Geschichte des Landes, die sich, eben weil sie französisch geschrieben ist, an alle Gebildeten Europo's wendet, ein um so willkommeneres Werk seyn. Herr von Kogalnitshan verspricht übrigens in seinem Buche, das bis zu den Ernennungen der Fürsten Stourdza und Ghila zu Hospodaren der Moldau und Wallachei reichen soll, auch neue Details über die Sprache, die Literatur, die Geseke, den Handel, die Sitten, Institutionen und Ceremonien des Moldo-Wallachischen Volkes, und so wird er wohl auch Gelegenheit haben, dasjenige zu berichtigen oder zu bestätigen, was der oben erwähnte französische Reisende über die merkwürdige Feivolität der Frauen einreißt und den schwankenden Charakter der Männer andererseits erzählt hat.*

* Man vergl. das Journal des Débats vom 8. Febr. d. J.